

Jan Rüdiger

In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 65 (2014), Heft 9/10 :  
«Nehmen» im Mittelalter [hg. v. Jan Rüdiger], S. 525-539.

## Eine Geschichte mittelalterlichen Nehmens

Zur Einführung

### 1. Bailouts, Bazookas und der Cultural Turn

Oktober 2012, ein freundliches Hotel im Londoner Stadtteil Bloomsbury. Auf dem Weg zum Frühstück geht es durch ein Kaminzimmer mit einer Anrichte, auf der Broschüren ausliegen. Zwischen Tower und Westminsterabtei ein Heft, das erst einmal nichts mit dem Mittelalter zu tun hat: das kostenlose lokale Veranstaltungsmagazin ‚Time Out‘. Statt eines Titelmobdes steht auf der Vorderseite in großen Versalien, weiß auf leuchtendrotem Grund: TAKE ME I'M YOURS.

Darüber könnte man lange nachsinnen, nicht nur zu Tee und gebackenen Bohnen auf Toast. Die delikaten semantischen Obertöne dieser nur auf den allerersten Blick eindeutigen Botschaft, das köstliche Spiel von Objekt- und Possessivpronomen – Roger Barthes hat sicher recht, Linguistik ist eine Klassenerotik<sup>1</sup>, und ‚me‘ ist schon ein tolles Wort. Aber auch verstörend; das hingebungsvolle Angebot ist ein Imperativ: Nimm mich – und wehe nicht! (Es fiel tatsächlich schwer, das Blatt liegenzulassen.) Und dann kommt das Grübeln über den ökonomischen Kontext der emp- oder vielmehr befohlenen Transaktion, nämlich ein kostenloses Heft mit Informationen anzunehmen, wovon sich der Verlag, der das Angebot macht, offenkundig einen Mehrwert erhofft, wahrscheinlich meine Zeit bei der Annoncenlektüre. ‚There's no such thing as a free lunch.‘ Aber dann wird das Nehmen der Zeitschrift, die mir sagt, dass sie mein sei, zu einem Tauschgeschäft, Teil des Stroms von nicht immer monetarisierten Transaktionen, aus denen der Alltag des 21. Jahrhunderts, wir wissen es von Marx und Mauss und all den anderen, eben besteht. Stimmt das denn? Hat es immer gestimmt?

Der ‚Cultural Turn‘ dürfte seine 360° durchkurvt haben. Nun geht es – wohin? Die Anzeichen verdichten sich, dass die Sozial- und insbesondere Wirtschaftsgeschichte ihr Comeback feiert.<sup>2</sup> Noch Ende 2007 musste Nils Minkmar in einem brillanten Essay im Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung konstatieren: „Mehr Kultur braucht kein Mensch“.<sup>3</sup> Einige Monate später krachten die Banken; zumindest hörte es sich so an. Als sich

<sup>1</sup> Roland Barthes: *Le plaisir du texte*. Paris 1973, S. 62.

<sup>2</sup> Prononciert der Titel der Tagung des Brackweder Arbeitskreises in Zürich, 23./24. November 2012: „Sozialgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit nach dem Cultural Turn“.

<sup>3</sup> Nils Minkmar: Mehr Kultur braucht kein Mensch. Der Minister schafft 400 Millionen heran, und heute konstituiert sich ein ‚Weltkulturforum‘: Wofür eigentlich? In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 25. November 2007, Nr. 47, S. 25.

herausstellte, dass das Krachen von den geknackten Vorhängeschlössern der europäischen Steuerschatullen kam – 5.100.000.000.000 Euro in fünf Jahren<sup>4</sup> –, war das Ökonomische wieder da. Dort, wo es vorerst glimpflich ablief, fand man fortan den Wirtschaftsteil spannender als das Feuilleton; anderswo kamen Angst und Armut, auch an den Universitäten Lettlands, Irlands, Griechenlands. Wem sein Forschungsgebiet durch die unmittelbaren Folgen der sogenannten Finanzkrise nicht generell genommen wurde, der sah – auch dort, wo die große Umverteilung den eigenen Alltag erst einmal unberührt ließ – die Themen des vorigen Jahrzehnts vielleicht mit anderen Augen.

Aber die kulturalistischen Dekaden sind sicher nicht an Bailouts und Bazookas zu Ende gegangen, sondern – und das ist ja das Beste, was man von einem Turn sagen kann – an ihrer Nachhaltigkeit. Das Wort ‚Kultur‘ lässt sich nicht mehr in Extrakapiteln entsorgen. Und auch wenn in Zeiten unvorstellbarer Vermögenstransfers und unkontrollierbarer Broker eine Reihe couranter Forschungsschlagere wie ‚Kulturtransfers‘ oder ‚cultural brokerage‘ einen Teil ihres metaphorischen Reizes eingebüßt haben dürften, werden die Themen der nächsten Zeit nicht ohne das kulturwissenschaftliche Acquis auskommen können. Denn Turns verlaufen, so hoffen wir doch wenigstens, spiralförmig aufwärts.

Was hat das Leitwort ‚Kultur‘ vor allem beigetragen? Es hat den – anthropologisch-ethnologisch in dieser Hinsicht ohnehin längst avvertierten – VormodernehistorikerInnen noch einmal flächendeckend Argumentationshilfe geleistet für die Behauptung, die Vergangenheit sei ein anderes Land und der Homo oeconomicus nicht epochenübergreifend selbstidentisch. Wenn überhaupt, ist das eher ein wenig weit gegangen, wurden Kommunikation und Konflikt irgendwann nur noch als ‚kulturell‘ bedingt statt einzeln-interessengeleitet erklärt, wurden eher Identitäten ‚verhandelt‘ als Vermögenswerte. Nur leicht überspitzt gesagt: Zuletzt hat oft am Menschen des Mittelalters – und anderer Epochen – die Konstruktion von Subjektivität/Ethnizität/Gender/Hybridität/etc. mehr interessiert als das Lenin’sche „Wer (plündert, beschenkt, erschlägt) wen?“ In dem erwähnten Essay hat Nils Minkmar 2007 eine Reihe von Monita formuliert, die das „Kuschelige“ am Kulturbegriff, die in ihm angelegten Möglichkeiten zum Wegharmonisieren von Unbehaglichem aufs Korn nahmen: „Kultur ist auch immer gut. Nie liest man, dass die Folter eine jahrtausendalte Kulturtechnik sei, von der alten, reichhaltigen Kultur der Sklaverei oder der Kultur der öffentlichen Hinrichtung.“<sup>5</sup> Oder der des bewaffneten Menschenraubs und der Plünderung naher Felder und ferner Küsten. Wo heute Unbehagen am Kulturalismus herrscht, speist es sich eher aus dieser Unwucht als aus Widerstand gegen die Behauptung, dass kulturelle Scripts bedeutend bis entscheidend für Lebenswelten sind. Denn die besten geschichtswissenschaftlichen Kritiken an den einflussreichsten kulturanthropologischen Erklärungsangeboten haben genau dieses Korrektiv immer wieder eingefordert.<sup>6</sup>

Als Stichwortgeber für die kulturanthropologische Deutung ökonomischer Interaktionen wird Marcel Mauss damit gewiss nicht weniger wichtig – und damit die leiseren oder lautereren Zweifel, die im Laufe der Jahrzehnte am Konzept der ‚Gabe‘ und dem durch ihre Zirkulationen und Obligationen summa summarum gewährleisteten Ebenmaß geübt wor-

4 Nach Ausweis der Europäischen Kommission. Rainer Hank: Wie wir lernten, die Banken zu hasen. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 22.12.2013, S. 19, formuliert: „mit 5,1 Billionen Euro Steuergeld ‚retten‘“.

5 Minkmar: Mehr Kultur (Anm. 3).

6 Vgl. Gadi Algazi: Kulturkult und die Rekonstruktion von Handlungsrepertoires. In: L’Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 11, 2000, S. 105–119; ders.: Doing things with gifts. In: Ders./Valentin Groebner/Bernhard Jussen (Hrsg.): Negotiating the Gift. Pre-modern figurations of exchange (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 188). Göttingen 2003, S. 9–27.

den sind. Alain Caillé etwa und Philippe Chaniel stellen aus wirtschaftsanthropologischer Sicht zwar nicht das Grundmuster der berühmten drei Mauss’schen Obligationen in Frage, möchten aber das Register der Reziprozität doch um andere erweitern, um zu einer „Grammatik der menschlichen Beziehungen unter dem Gesichtspunkt der Gabe“ zu gelangen. Nicht nur Domination und Autorität finden darin ihren Platz – den haben sie seit Mauss, der in ‚Die Gabe‘ auch den Potlatch berühmt machte –, sondern auch das gewaltsame Nehmen. Können bestimmte Formen von Krieg und Vendetta als „umgekehrte Gabe“ oder „negative Gegenseitigkeit“<sup>7</sup> gedeutet und damit doch wieder ins Gleichgewichtsdanken integriert werden, wird zugleich auch die Existenz „anomischer Gewalt“ eingeräumt, die sich in keine Ausgleichsmodelle mehr einfügen lässt. „Der Primat des Nehmens erzeugt ein Regime geschaffenen Rechtes, das jeder, Einzelne und Gruppen, sich selber zubilligt: das Recht, die Güter und/oder das Leben anderer zu nehmen. Dieses Regime, das weder Gabe noch Schuld anerkennt, unterscheidet sich radikal von allen anderen ... nicht mehr die Umkehrung, sondern das Gegenteil der Gabe.“<sup>8</sup> An die Stelle der drei Mauss’schen Obligationen „Geben – empfangen – erwidern“ tritt, so schlägt Alain Caillé vor: „Nehmen – verweigern – behalten“.<sup>9</sup>

Das Gegenteil der Gabe – was ist das? Das Verbbpaar ‚geben/nehmen‘ ist in dieser Hinsicht asymmetrisch: ‚donum, le don, the gift, die Gabe‘ haben keine Antonyme. Die „Nahme“ ist, wenn überhaupt, der Prozess eher als das dinglich vorstellbare Resultat der Handlung, und ein hypothetischer ‚Essai sur la prise‘ hätte ein schon etwas anderes Thema als Mauss’ klassischer ‚Essai sur le don‘. Schon sprachlich will sich also das grundlegende Gleichgewicht, das unterschwellig der Idee der Gabenökonomie (wie so vielen anderen ökonomischen Modellen) innewohnt, nicht einstellen. Nehmen ist Kippenlassen. „Just take it anyway!“ rief David Drumm, CEO der Anglo-Irish Bank, am 2. Oktober 2008 seinem Senior Manager John Bowe übers Telefon zu.<sup>10</sup> Gemeint waren die Staatshilfen, die Drumm und seine Mittäter dem irischen Staat tranchenweise abschwindelten und die sich am Ende auf rund 30 Milliarden Euro beliefen.<sup>11</sup> Von David Drumm, dessen Bank einen Gutteil der irischen Bevölkerung um ihre Lebenschancen brachte, bis zu Dirk Jens Nonnenmacher, der sich von den Landesregierungen von Hamburg und Schleswig-Holstein noch an den Parlamenten vorbei einen Bonus von 2,9 Millionen Euro in die Hand versprechen ließ, als die von ihm verantworteten Ge-

7 Alain Caillé: Esquisse d’une analytique du don. In: Ders.: Dé-penser l’économique. Contre le fatalisme. Paris 2005, 165–172, hier S. 169f. Vgl. Mark Anspach: À charge de revanche. Paris 2002; Frank Adloff/Steffen Mau (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt am Main 2005; Jacques T. Godbout: Ce qui circule entre nous. Donner, recevoir, rendre. Paris 2007; Philippe Chaniel: La société vue du don. Paris 2008.

8 Philippe Chaniel: Générosité, réciprocité, pouvoir et violence. Esquisse d’une grammaire des relations humaines en clé de don. In: Revue du MAUSS 32, 2008, S. 97–123, hier S. 118.

9 Caillé: Esquisse (Anm. 7).

10 Die Telefonmitschnitte wurden im Juni 2013 vom Irish Independent veröffentlicht und sorgten international für viel Aufsehen. Der CEO drückte sich tatsächlich erheblich unappetitlicher aus. Auf den Einwand seines Gesprächspartners, die Übernutzung der Garantien könnte zu Verstimmungen zwischen Irland und den europäischen Partnerstaaten führen, antwortete er: „So {fuck}in’ what. Just take it anyway... stick the fingers up.“ Paul Williams: ‘Abuse the bank guarantee, don’t get caught’ – David Drumm. In: The Irish Independent, 25. Juni 2013, zitiert nach der Online-Ausgabe (<http://www.independent.ie/business/irish/anglo/abuse-the-bank-guarantee-dont-get-caught-david-drumm-29369275.html> [17.6.2014]); dort ist auch das Tondokument abrufbar.

11 Die Zahl wird allgemein genannt; hier Martina Devlin: Behind the banter and bravado, this was an enormous fraud on us all, ebd. (<http://www.independent.ie/opinion/columnists/martina-devlin/matina-devlin-behind-the-banter-and-bravado-this-was-an-enormous-fraud-on-us-all-29369399.html>).

schäfte der HSH Nordbank längst in Milliardenhöhe auf den öffentlichen Haushalten lasteten, ist in den Jahren seit 2008 unter anderem deutlich geworden: Die Nehmer machen – außer in den ersten beiden Wochen im September 2008, als sie nach dem Zusammenbruch von Lehman Bros. noch fürchteten, ihre Verluste selber tragen zu müssen – nicht einmal mehr den Anschein irgendeiner Reziprozität. Hatten die Empfänger der seit den berühmten Pauschalzusagen von Bundeskanzlerin Merkel und Finanzminister Steinbrück faktisch unbegrenzten Zuwendungen aus öffentlichen Haushalten sich zunächst noch als „leidend“ geiert und den Politikern erlaubt, die „Rückkehr des Staates“ zu inszenieren, so wurden nur wenige Monate später ‚Rettungen‘ und Boni ultimativ eingefordert (auch semantisch: fast immer „musste“ eine Bank gerettet werden) und, wenn letztere nicht reibungslos flossen, auch eingeklagt. Von der ‚Rückkehr des Staates‘ war schon bald keine Rede mehr, die ‚Finanzkrise‘ wurde zur europäischen Staatsschuldenkrise. Und der den Schaden hatte, brauchte für den Spott nicht zu sorgen. „Es ist unverständlich, dass Banken, denen der Staat unter die Arme greift, in vielen Fällen gleichzeitig riesige Bonussummen auszahlen“, erklärte Angela Merkel im „Spiegel“. Ähnlich äußerten sich Vizekanzler Steinmeier, Innenminister Schäuble, Justizministerin Zypries.<sup>12</sup> Alle zahlten sie weiter. Dem Finanzminister blieb nur die sarkastische Bemerkung, wenigstens das Frankfurter Fußballstadion hätte vielleicht in „Steinbrück-Arena“ umbenannt werden sollen.<sup>13</sup>

Aber natürlich heißt es weiter „Commerzbank-Arena“. Denn zur Beuteökonomie gehört auch die Inszenierung von Sichtbarkeit. „Diese Fahrt ist ganz schlecht und unehrenhaft“, sagt der Titelheld der im 10. Jahrhundert spielenden *Egils saga*, nachdem er und seine Leute – auf Wikingszug in der Ostsee – mit knapper Not dem Untergang entronnen sind und bei der Flucht sogar noch viel Silber und eine Truhe mit Kostbarkeiten mitgenommen haben. „Wir haben dem Bauern seinen Besitz gestohlen, ohne daß er etwas davon weiß. Eine solche Schande soll niemals auf uns liegen; wir gehen jetzt zurück zum Hof und lassen sie wissen, was geschehen ist.“<sup>14</sup> Gesagt, getan und das Haus mit den Insassen angezündet. Die Parallele ist nicht (nur) polemisch gemeint. Denn auch über ‚die Wikinger‘, jenes ökonomische Modell, das im Mittelalter emblematisch für eher ungleiche Terms of trade steht, ist in den Jahren neoliberaler Hegemonie schon anders gesprochen worden. „Aus einsamen Bauern und Fischern in der Welt des Nordens waren zunächst wilde Krieger geworden. Nun zähmte sie der weltumspannende Handel“, so eine ZDF-Dokumentation 1996.<sup>15</sup> Diese Sicht war damals typisch für die auch in der Geschichtswissenschaft dominierende Interpretation wikingerzeitlicher Wirtschaft. Es ging um Warenströme und Handelswege; der bewaffnete Anteil wurde ebenso heruntergepielt, wie er früher im 20. Jahrhundert das Bild von den blutdürstigen Nordmannen geprägt hatte. Nuanciertere Ansätze aus der ökonomischen Anthropologie, die nach Form und Zweck von ‚Handel‘ im (nicht nur wikingschen) Frühmittelalter fragten<sup>16</sup>, blieben marginal und warten heute auf ihre Rezeption. Zwischen dem rotbärtigen Plünderfahrer, der enthemmt Europas Küsten verheert – einem Lieblingssujet nationaler Selbst- und Fremdzuschreibungen seit dem

<sup>12</sup> Finanzkrise: Merkel kritisiert Millionen-Boni für Banker, SpiegelOnline, 14.2.2009 [23.2.2014].

<sup>13</sup> „Es war ein Erdbeben“. Interview mit Peer Steinbrück. In: Der Spiegel 37/2010, hier zitiert nach der Online-Ausgabe: [www.spiegel.de/spiegel/a-716955-2.html](http://www.spiegel.de/spiegel/a-716955-2.html) [17.6.2014].

<sup>14</sup> Egils Saga. Übersetzt von Kurt Schier. München 1996, Kap. 46. In Schriftform ist die Saga seit dem frühen 13. Jahrhundert überliefert.

<sup>15</sup> Günther Klein: Die Wikinger – Genies aus der Kälte (aus der Reihe Sphinx – Geheimnisse der Geschichte), Erstaussstrahlung 3.5.1996 auf Arte, zitiert nach Mitschnitt 3.11.1996.

<sup>16</sup> Vgl beispielhaft Ross Samson: Fighting with Silver: Rethinking Trading, Raiding, and Hoarding. In: Ders. (Hrsg.): Social Approaches to Viking Studies. Glasgow 1991, S. 123–133.

19. Jahrhundert<sup>17</sup> – und seinem postkolonial-neoliberalen Pendantmythos, dem wikingerzeitlichen ‚global player‘, findet das Nehmen als eine soziopolitische Praxis sui generis und mit möglicherweise eigenem Rationale bislang wenig Platz.

Daher erscheint es auch nicht allzu banal, in der aktuellen Großwetterlage ein GWU-Themenheft gerade zum Thema ‚Nehmen im Mittelalter‘ zu machen. Denn Wikinger hin, Raubritter her und trotz allen tradierten Vorstellungen von schlammfarbener Exploitation der Grundherrschten: In der Fachwissenschaft macht das ‚Nehmen‘ unserem Eindruck nach eben doch meist eher wenig Geschichte. Wie mit dem Wikinger geht es mit anderen Gewaltunternehmern des mittelalterlichen Euromediterraneums: Mal schlägt das Pendel in die eine Richtung aus (ideologiekritisch: ‚Alle proklamierten Ziele von Königtum, Kreuzzügen, Klosterstiftungen etc. maskierten ja nur materielle Interessen der Herrschenden‘), mal in die andere (kulturalistisch: ‚Alle proklamierten Ziele sind Zeugnisse von Wahrnehmungen und Vorstellungen, sie interessieren uns um ihrer selbst willen‘). Die neue Freude am „farbigen“ und „leuchtenden Mittelalter“<sup>18</sup> inklusive prächtiger Großausstellungen hat sicher das Ihre dazu beigetragen, dass man gegenwärtig über, sagen wir, Könige lieber von ihren Pfalzbauten und Romzügen, von Bildungspolitik und Buchmalerei, ihrer Freude an schönen Gemmen und gut gemachten Chroniken hören möchte als davon, dass ihr tägliches Metier die unablässige Ressourcenallokation war.

## 2. Auf fremden Wiesen

Dabei ist letzteres ja alles andere als geheim. Ich will hier nur zwei Pfade nennen, auf denen die Mediävistik dem konstitutiven Nehmen seit Jahrzehnten auf der Spur ist. Die eine begann am 13. April 1984 mit einem Vortrag vor der Royal Historical Society in London, der dreißig Jahre später noch fundamental ist und in jeder einschlägigen Neuveröffentlichung zitiert wird: ‚Plunder and Tribute in the Carolingian Empire‘ von Timothy Reuter († 2002), damals wissenschaftlicher Mitarbeiter bei den Monumenta Germaniae Historica in München.<sup>19</sup> Vielleicht half die doppelte Außenperspektive des britischen Historikers, der im Zentrum der quellenbasierten deutschen Mediävistik saß und das Material so genau kannte wie kaum ein anderer Westeuropäer, der aber anders als seine deutschen Peers die Kaiser-Königs-Traditionen der ‚Zunft‘ nicht von Jünglingsbeinen auf gelernt hatte. Seine Schilderung des „flavour“ der karolingischen Gesellschaft – „the nomadic or semi-nomadic existence of the Carolingian elite, involving much travelling and fighting punctuated by large-scale feasts with conspi-

<sup>17</sup> Vgl. David M. Wilson: Wikinger og guder i europæisk kunst. Ausstellungskatalog. Århus 1997; Ute Drews: Unsinkbar! Das Wikingerschiff in Werbung, Kunst und Alltag. Ausstellungskatalog. Schleswig 2007; Daniel Föllner: Die Wikinger und ihre Schiffe. In: Johannes Fried/Olaf Rader (Hrsg.): Erinnerungsorte des Mittelalters. München 2011, S. 167–179; Roland Scheel: „Wikinger“ und „Wikingerzeit“ – der vormittelalterliche Norden als Gegenstand europäischer Erinnerung? In: Gregor Feindt/Félix Kravatzek/Daniela Mehler/Friedemann Pestel/Rieke Trimçev (Hrsg.): Europäische Erinnerung als verflochtene Erinnerung. Vielstimmige und vielschichtige Vergangenheitsdeutungen jenseits der Nation (Formen der Erinnerung, Bd. 55). Göttingen 2014, S. 65–92.

<sup>18</sup> Vgl. den Titel der Tagung des Mediävistenverbandes in Bamberg, 1.–5. März 2009, allerdings mit typographischen Zeichen des behutsamen Zweifels: „Farbiges Mittelalter?!“; Jacques Dalarun: Das leuchtende Mittelalter. Darmstadt 2005 (der Originaltitel, Le moyen âge en lumière, spielt auch begrifflich mit dem Klischee vom finsternen Mittelalter als Gegensatz zur Aufklärung/les Lumières).

<sup>19</sup> Timothy Reuter: Plunder and Tribute in the Carolingian Empire. In: Transactions of the Royal Historical Society, Fifth Series 35, 1985, S. 75–94. Wieder in: Ders.: Medieval Politics and Modern Mentalities. Cambridge 2006, S. 231–250. Als Wirkungsbeispiel sei nur das aktuelle Standard-Textbook genannt: *Marios Costambeys/Matthew Innes/Simon MacLean: The Carolingian World*. Cambridge 2011, z. B. S. 159.

cuous consumption of meat and alcohol<sup>20</sup> – sind eingebettet in die Skizze einer Ökonomie, in der Tributleistungen äußerer Gegner (tributa), die aus dem eigenen Machtbereich erwarteten Abgaben (dona annua) und die Beute aus Kriegszügen (praeda; spolia) auch in der Darstellung der fränkischen Chronisten in Form und Substanz weitgehend zusammenfallen. Die Erwartung letzterer machte karolingische Kriegführung für seine Teilnehmer ab einem bestimmten Grad der Gewaltprofessionalisierung zu einem sehr einträglichen Geschäft: „For most of Europe in the eighth and ninth centuries it was the Franks who were the Vikings.“<sup>21</sup> Ein Grund für den fortgesetzten Erfolg des ostfränkischen Teilkönigtums unter den Ottonen und Saliern im 10. und 11. Jahrhundert im Vergleich zum westfränkischen ist in der weiterhin ‚offenen‘ Ostgrenze mit entsprechenden Beutemöglichkeiten zu sehen.<sup>22</sup> Thomas Lindkvist schlug gleichzeitig aus marxistisch-struktureller Perspektive ein Verlaufsmodell vor, das den Übergang von „externer Exploitation“, der Plünderökonomie, zu „interner Exploitation“, also agrarischer Melioration und Abgabeneintreibung beschreibt.<sup>23</sup> Und John Gillingham hat jüngst überzeugend argumentiert, dass Raub von Gütern und vor allem Menschen, bevorzugt Frauen und Kindern – die erheblich einträglicher waren als erwachsene Männer – ganz allgemein vermutlich der ökonomische Hauptantrieb früh- und hochmittelalterlicher Kriegführung war.<sup>24</sup> „Männer erschlagen, Frauen geraubt, Vieh weggetrieben“<sup>25</sup> – von Irland bis in die eurasischen Steppen ist das die Trias der Akkumulation.

Was derweil geschah am Westrand der eurasischen Landmasse, fernab der großen integrativen Zentren am Mittelmeer und entlang der Seidenstraße: das ist das Thema der ausdauernd geführten Debatte über den sogenannten ‚feudalen Umbruch‘ (mutation féodale) um das Jahr 1000. Sie ist nur mittelbar verwandt mit der jüngeren Neubewertung des ‚Lehnswesens‘, das es – so Susan Reynolds 1994 in einem sehr einflussreich gewordenen Buch – als soziopolitisches System nie gegeben habe und das als gelehrt-juristische Denkweise, als ‚Diskurs‘, erst spät (ab dem 12. Jahrhundert) aufgekommen sei.<sup>26</sup> Bei der Debatte um die ‚mutation féodale‘

20 Reuter: Plunder (Anm. 19), S. 247.

21 Ebd.

22 Timothy Reuter: The Making of England and Germany, 850–1050: points of comparison and difference. In: *Ders.*: Politics (Anm. 19), S. 284–299.

23 Thomas Lindkvist: Plundring, skatter och den feodala statens framväxt. Organisatoriska tendenser i Sverige under övergångarna från vikingatid till tidig medeltid. Uppsala 1988. Zur Beuteökonomie vgl. zuletzt Horst Carl/Hans-Jürgen Bömelburg (Hrsg.): Lohn der Gewalt. Beutepraktiken von der Antike bis zur Neuzeit (Krieg in der Geschichte, Bd. 72). Paderborn 2011.

24 John Gillingham: Women, Children and the Profits of War. In: Janet L. Nelson/Susan Reynolds/Susan M. Johns (Hrsg.): Gender and Historiography. Studies in the earlier Middle Ages in honour of Pauline Stafford. London 2012, S. 61–74.

25 Hier im *Táin Bó Cuailnge* (‚Der Rinderraub von Cooley‘). Hrsg. von Ernst Windisch. Leipzig 1905, Kap. 24: *Fir gontair, mna berdair, bae agdair!* Mit diesem Alarmruf werden die aus einer Zaubertrance erwachenden Männer von Ulster in die Schlacht gerufen, in der es für die Partei des Helden Cú Chulainn gerade schlecht aussieht. – Es ist nicht leicht, dieses im heroisch-vorchristlichen Zeitalter Irland spielende Epos zu datieren. Die hier zitierte Fassung aus dem *Lebor Laignech* stammt aus dem 12. Jahrhundert, lässt sich aufgrund sprachlicher Archaismen aber teilweise – und zumal in formelhaft-versartigen Teilen wie dieser – ins frühe Mittelalter zurückführen. Das hier für den Frauenraub stehende Verb *berid* hat die Grundkonnotation ‚tragen‘ (vgl. lat. *ferre*).

26 Susan Reynolds: Fiefs and Vassals. The medieval evidence reinterpreted. Oxford 1994; zur Rezeption vgl. Nathalie Fryde/Pierre Monnet/Otto Gerhard Oexle (Hrsg.): Die Gegenwart des Feudalismus/Présence du féodalisme et présent de la féodalité/The presence of feudalism (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 73). Göttingen 2002. Diese Interpretation gilt heute als Standard; vgl. zuletzt Steffen Patzold: Das Lehnswesen (Beck’sche Reihe, Bd. 2745). München 2012; die traditionelle Sicht ‚klassisch‘ in François-Louis Ganshof: Was ist das Lehnswesen? Darmstadt 7. Aufl. 1989 (frz. erstmals 1944).

ging es spezifischer darum, ob sich in den Jahrzehnten ums Jahr 1000 ein rapider, als Bruch empfundenener Wandel von der letztlich noch römischen *potestas publica* zu kleinteiliger face-to-face-Herrschaft durch lokale Anführer und Burgenbauer vollzogen habe oder ob nicht vielmehr ein allmählicher Wandel durch Veränderungen in der Quellenlage plötzlich sagbar wurde und sichtbar wird.

So oder so hat man es mit allen Anzeichen von Krisenhaftigkeit zu tun. „Angriffe auf unbewaffnete Priester, Mönche und Pilger, Wegnahme ihrer Pferde oder ihres Eigentums; Raub von Haus- und Hoftieren; Ausrauben oder Wegführen von Dorfbewohnern oder Händlern; Weiden des eigenen Viehs auf fremden Wiesen, Wegnahme der Ernte, Zerstörung von Mühlen und Plünderung des Kornes“<sup>27</sup> – typische Beschwerden des 11. Jahrhunderts, im Urkundenmaterial wie in der Chronistik. Es ist die „feudale Anarchie“ der älteren, national orientierten französischen Mediävistik, eine hässliche Periode, die zeigt, was passiert, wenn eine Zentralgewalt fehlt, und den düsteren Hintergrund bildet für den glanzvollen Aufstieg der französischen Könige, die „die Provinzen um sich versammeln“. Als der gaullistische ‚Rassemblement national‘ in den 70er Jahren aus der Mode kam, war es Zeit, sich zu fragen, inwieweit das ‚Feudalzeitalter‘ eine politische Kultur sui generis darstellte. Von der im Zuge der Entkolonialisierung und dem neuen Interesse an indigenen ‚polities‘ aufblühenden Rechtsanthropologie beeinflusst – von dem Ethnologen Clifford Geertz stammt der Hinweis, ein Schafraub sei etwas anderes, als bloß Pelztiere von einer Weide zu treiben<sup>28</sup> –, wurden die internen sozialen Logiken hinter all den nun nicht mehr pauschal als „Anarchie“ abgetanen Akten hochmittelalterlicher *violencia* und *rapina* untersucht, ihre auch konstitutive Rolle im vielseitigen Verständigungsprozess zwischen ‚Agenten‘ und ‚Patienten‘, Tätern und Opfern bestimmt. Neben den Gegenstand des Nehmens (Beute, Tribut, Abgaben, Schutzgeld) tritt so zunehmend der Akt des Nehmens ins Zentrum, wird sein symbolisches, kommunikatives, performatives Potential untersucht.

### 3. neman, tollere, prendere: Wortgeschichten

Hier gilt es anzusetzen: Wie funktioniert und was bedeutet das Nehmen (und Genommenwerden) – von Gaben, Gütern, Bräuten, Städten, Schiffen, Kisten, Kühen, Kreuzen? Schon das Wortfeld ist auffällig diffus. Unser Verb ‚nehmen‘ ist eine in der frühen Neuzeit unvollständig gedehnte Variante des schon althochdeutschen, damals kurzvokaligen *neman* (daher die unregelmäßige moderne Konjugation mit Formen wie ‚nimm‘ und ‚genommen‘ neben ‚nehme‘ und ‚nahm‘). Freunde etymologischer Argumentation finden in der Wortverwandtschaft einige reizvolle Aperçus, etwa das altgriechische *némein* mit der Wörterbuchübersetzung ‚zuteilen, verteilen‘. Sind das Geben und das Empfangen also im indoeuropäischen Urgrund dasselbe? Die Spur führt, so das Grimm’sche Wörterbuch, zurück zur „Niederlassung,

27 Stephen D. White: Debate: The ‘Feudal Revolution’ II. In: Past and Present 152, 1996, S. 205–223, hier S. 210. Die Debatte bezog sich auf Jean-Pierre Poly/Éric Bournazel: La mutation féodale, X–XII<sup>e</sup> siècles. Paris 1980, 3. Aufl. 2004, und den Einspruch von Dominique Barthélemy: La mutation féodale a-t-elle eu lieu? Note critique. In: Annales. E.S.C. 47, 1992, S. 767–777. Von Thomas L. Bisson angestoßen, lief sie über drei Ausgaben von Past and Present 1994–1997; vgl. Jan Rüdiger: Neues zur Debatte über die ‚feudale Revolution‘. In: Rainer Flöhl/Henning Ritter (Hrsg.): Wissenschaftsjahrbuch ’98. Frankfurt am Main/Leipzig 1998, S. 359–362. – Inzwischen hat sich die Debatte auch des früher so ‚hochmittelalterlich‘ anmutenden 12. Jahrhunderts bemächtigt, vgl. Thomas Bisson: The Crisis of the Twelfth Century. Power, Lordship and the Origins of European Government. Princeton 2009.

28 Clifford Geertz: Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture. In: *Ders.*: The Interpretation of Cultures. Selected Essays. New York 1973, S. 3–30, hier S. 12.

Besitzergreifung im Sinne der Hirtenzeit<sup>29</sup>, also der Verteilung von Weideland (*némos*, vgl. lat. *nemus*, ‚Wald mit Weidegang‘). Am Anfang steht also die Landnahme und deren konkreter Zweck, das Weiden(lassen); bei Homer bezeichnet das Verb *némein* schon die Verteilung von Speise und Trank; für die Empfängerseite gibt es die Medialform *némesthai* ‚in Besitz nehmen, unter sich aufteilen, nutzen‘. Wer verteilt, herrscht: Zeus über das Volk (Pindars 13. Olympische Ode: *tón laón ... némon*) oder Peisistratos über Athen (Herodot 1,59: *éneme tén pólin*), mit der Nuance des Kontrollierens, Beaufsichtigens, kurz: des Managens.

Eine andere etymologische Pointe setzt das frühmittelalterliche England, wo das angelsächsische *niman* seit der Wikingerzeit durch das nordische *taka*<sup>30</sup> verdrängt wurde: unter Nennern waren die Nordmänner offenbar die erfolgreichsten. Die nordische Narrativik ist denn auch eine Fundgrube für Formen des Nehmens. Zum Beispiel die oben erwähnte Ostseefahrt des Egil Skallagrímsson: Als der Frühling kommt, bauen sein Bruder und er ein Langschiff und „nahmen Männer dazu“ (*fengu menn til*; das Verb mit dem Infinitiv *fá* ist mit dem deutschen ‚fangen, empfangen‘ verwandt, und die Implikation ist: die Brüder müssen sich nicht groß um Teilnehmer bemühen). Was taten sie in der Ostsee? Sie „plünderten und machten Beute“ (*berjuðu ok fengu of fjár*) – *berja* ist, was ein *ber* vor allem tut, auch im Althochdeutschen (*heriōn, heri*) und Angelsächsischen (*hergian, here*); die modernen Vokabeln ‚(ver)heeren, harry, hæрге‘ lassen die ökonomische Zielsicherheit solcher Akkumulationskampagnen hinter ihren Begleiterscheinungen zurücktreten. Die Beute ist *fé* (Genitiv *fjár*), dessen sprachliche Verwandtschaft vom ‚Vieh‘ übers *feudum* („Lehen“) bis zur modernen englischen ‚fee‘ reicht und um dessentwillen sich die Besatzung überhaupt zu einer *félag-skap* („fellowship“) zusammengefunden hat. Die Verteilung der Erträge war je nach Investition sorgfältig geregelt; als es an die Ausschüttung der Dividende ging, beanspruchte Egil – als Anführer und als derjenige, der alle aus einer beinahe tödlichen Zwangslage befreit hatte – die Silberschatulle, die er während der Befreiungsaktion gegriffen hatte, vorab für sich als *afnámsfé*, wörtlich ‚(Vor)abnahme-Beute‘ – als erfolgsabhängigen Bonus also.

Im Übrigen ist ‚Beute‘ hier schon Deutung; *fé* ist das ‚Hab und Gut‘, egal woher es kommt. Eine nicht-ethnozentrische Übersetzung wäre also: „sie heerten und erwarben Güter“. Letzteres ließ sich, wenn es die Umstände nahelegten, auch anders bewerkstelligen. In Kurland gelandet, vereinbarte die Schiffsgemeinschaft nämlich „für einen halben Monat Frieden und Handel, aber als das auslief, nahmen sie das Heeren wieder auf und legten an verschiedenen Orten an“. Nun ging es klassisch-wikingsch weiter: „Sie plünderten dort und erschlugen Männer.“<sup>31</sup> Das hier gebrauchte Verb *rána* und sein Substantiv *rán* bezeichnet den ‚echten‘ bewaffneten Raubzug und zugleich dessen Beute, wenn ihr Erwerb als offene Gewalttat konnotiert werden soll – das notorische ‚Park and raid‘-Modell der Wikinger. Andernfalls genügt für die gleiche Handlung *taka fé* ‚Güter nehmen‘.

29 Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. Leipzig 1854–1961, s. v. ‚nehmen‘, Bd. 13, Sp. 521–548, hier Sp. 522; die Übersetzung des griechischen Lemmas in: Langenscheidts Taschenwörterbuch Altgriechisch-Deutsch, Neubearbeitung von Karl-Heinz Schäfer und Bernhard Zimmermann. Berlin/München 1986, s. v. *νέμω*.

30 *Taka* ist typisch, aber nicht exklusiv nordisch. In den Malbergischen Glossen, lateinischen Umschreibungen fränkischer Rechtswörter aus dem 8. Jahrhundert, gibt es die *taxaca* < \**tak-saka* ‚Nehmen-Rechtsfall‘, etwa wenn sich jemand eines anderen Knechts bemächtigte. Fernverwandt ist das im Nordischen neben *nema* stehende und im Vergleich zu diesem eine Nuance des Handgreiflichen konnotierende *taka* unter anderem mit lat. *tangere* ‚berühren‘.

31 Egils saga Skallagrímssonar, hrsg. von Sigurður Nordal (Íslenzk Fornrit, Bd. 2). Reykjavík 1933, Kap. 46: *hálf mánaðar fríði ok kaupstefnu [zu kaupna ‚kaufen‘], en er því var lokit, þá tóku þeir at berja ok lögðu at í ýmsum stöðum (...) þeir ræntu þar ok drápu menn*.

Beispiele wie diese kann man anhand des reichen Saga-Materials beliebig fortsetzen. Man findet darin allerdings keine Selbstbeschreibungen aus der Wikingerzeit, denn die Sagas sind in der uns vorliegenden Manuskriptform hochmittelalterlich. Gewiss gibt es das Verb *taka* schon wikingerzeitlich – „Ülf hat in England dreimal Tribut genommen!“ verkündet der Runenstein von Yttergårde im schwedischen Uppland und listet die prominenten Zahler einzeln auf<sup>32</sup> –, aber in diesem wie in anderen Bereichen sollte man zwar den Wandel der Akkumulationsformen nicht unterschätzen, vor allem aber keinen Epochenbruch zwischen Wikingerzeit und Mittelalter – gar „christlichem Mittelalter“ – erwarten. Neu war vor allem die Hand, die die Feder führte.<sup>33</sup> Als die *Egils saga* ihre uns bekannte Schriftform erhielt, waren die Dänenkönige dabei, die Ostseeküste von Holstein bis Estland in den Griff zu bekommen, und was die *Knýtlinga saga* darüber zu berichten hat, klingt inzwischen vertraut: „Sie brannten, heerten und nahmen Menschen und Gut und brachten alles auf ihre Schiffe.“<sup>34</sup> Wohlgemerkt: Das Jahr ist 1169, die Plünderer werden angeführt von dem gekrönten König Waldemar und von Erzbischof Absalon von Lund.

Dessen Domkleriker Saxo fasste in seiner monumentalen Dänengeschichte (*Gesta Danorum*) dieselben Ereignisse in geradezu überlegantes Latein zwecks Verbreitung ins alleuropäische Gelehrtenmilieu: „Inzwischen hatte Absalon die Gegend mit Raub und Brand gleichermaßen durchmessen und war auf dem Weg zurück zu seinen Schiffen mit gewaltiger Beute und reichem Raubgut ...“<sup>35</sup> Wer im Mittelalter übers Nehmen schrieb und dazu das Lateinische benutzte, hatte eine weite lexematisch-semantische Bandbreite zur Verfügung. Saxo emulierte die römische Klassik, und er kannte sie genau: Das „reiche Raubgut“ des Erzbischofs auf Rügenfahrt sind *opima spolia*, eine Vokabeltrouville aus Saxos Livius-Lektüre; dort bezeichnet sie die Rüstung des besiegten gegnerischen Feldherrn, was die erzbischöfliche Razzia in den Augen der Leser, die der Lundenser Domherr sich wünschte, noch ein wenig zusätzlich nobilitiert. Nun macht Saxo seine ganze lange Dänengeschichte hindurch klar, dass er dem Rombezug der Anderen – der schwäbischen Caesaren vom Schlag eines Friedrich Barbarossa, der mit dem Römerrecht experimentierenden Westeuropäer vom Schlage eines Philipp II. „Augustus“ von Frankreich – eine Art ebenbürtiges nordisches Gegen-Rom entgegensetzt<sup>36</sup>, und man ist gewissermaßen gewarnt, auf allen Ebenen durch Saxos Dänengeschichte hindurch auf Römisches zu stoßen. Aber ein Zeitalter, dessen Alphabetisierung ein Jahrtausend lang fast ausnahmslos übers Lateinische ging, schreibt ganz generell, was im-

32 Stein von Yttergårde, Ksp. Orkesta (Sveriges runinskrifter U 344), runennordisch normalisiert: *En Ulfr hafir a Englandi þry giald takit*. Die genannten Zahler erlauben eine Datierung kurz nach dem Jahr 1000.

33 Hierzu Jan Rüdiger/Thomas Foerster: Aemulatio–Recusatio. Strategien der Akkulturation im europäischen Norden. In: Reinhard Härtel (Hrsg.): Akkulturation im Mittelalter (Vorträge und Forschungen, Bd. 78). Ostfildern 2014, S. 441–497.

34 *Knýtlinga saga* [„Saga von den Nachfahren König Knuts“, d. h. den Dänenkönigen], hrsg. von Bjarni Guðnason (Íslenzk Fornrit, Bd. 35). Reykjavík 1982, Kap. 120f. (gemeinsamer Zug mit Heinrich dem Löwen nach Vorpommern und Rügen): *Valdimarr konungr af Danmörk ok Heinreker hertogi af Saxlandi ... berjuðu í Vindlandi [„Wendland“] ... ok brenndu þar allt ok baldu, en tóku fólk ok fé ok fóru til skipa með*.

35 Saxo Grammaticus: *Gesta Danorum*, hrsg. von Karsten Friis-Jensen. København 2005, XIV 31,3: *In terea Absalon provinciam rapinis pariter incendiisque permensus, quum ingentem praedam et opima spolia referendo naues repertere statuisset ...* Die vorzitierte *Knýtlinga saga* lehnt sich für die Periode der dänischen Expansion inhaltlich, wenn auch nicht sprachlich-stilistisch, eng an Saxo an.

36 An neuerer deutschsprachiger Literatur vgl. Thomas Riis: Einführung in die *Gesta Danorum* des Saxo Grammaticus. Odense 2006; Thomas Foerster: Vergleich und Identität. Selbst- und Fremddeutung im Norden des hochmittelalterlichen Europa (Europa im Mittelalter, Bd. 14). Berlin 2009; Roland Scheel: Lateineuropa und der Norden. Die Geschichtsschreibung des 12. Jahrhunderts in Dänemark, Island und Norwegen (Frankfurter kulturwissenschaftliche Beiträge, Bd. 6). Berlin 2012.

mer es schreibt, stets auch die Sprache des toten Imperiums – sogar da, wo es einmal nicht Latein schreibt wie etwa in der vorerwähnten ‚Saga der Dänenkönige‘. Genommen werden in ihr nicht nur Frauen, Kinder, Vieh, Städte und Schiffe; man nimmt auch jemanden zum König (*taka til konungs*), oder der neue König übernimmt die Herrschaft (*taka riki*); die Heiden nehmen das Christentum an (*taka við kristni*) und „werfen es ab“, wenn der Kreuzzug vorbei ist (*kaasta aprt kristni*). Man hört den wohletablierten Sprachgebrauch der lateinischen Annalen und Historien durch: *in regem accipere, regnum accipere, christianitatem suscipere* ... und wird daran erinnert, dass uns die Schriftquellen des Mittelalters ein doppeltes Spiegelbild bieten: am Schmuckrand semi-oraler Gesellschaften entstanden und unentrinnbar vom semantischen Stempel Roms geprägt.<sup>37</sup>

Doch wir haben Glück: Im Bereich der Lexematik des ‚Nehmens‘ geht das Lateinische mit keiner europäischen Volkssprache so richtig kongruent. Die klassischen Wörterbuchübersetzungen *sumere, capere, rapere* – gewissermaßen in der Reihe ansteigender Drastik – finden, abgesehen von den vielen Kombinationen aus Präposition + *capere* (*accipere, suscipere* usw.), im Mittelalter wenig Fortsetzung. Die zweisprachig denkenden Gelehrten wissen um die Äquivalenzen: In der sogenannten Sankt Galler Schularbeit findet sich der grammatische Begriff *participium* wortteilgenau verdeutscht als *teilnehmung*<sup>38</sup>, in der grammatischen Schrift des Ælfric (Ende 10. Jahrhundert) angelsächsisch als *dælnimend*. Doch in der Chronistik treten andere Verben mit konkreteren Konnotationen in den Vordergrund: *prehendere* (klassisch eher ‚[jemanden] ergreifen, festsetzen‘) und vor allem *tolere* (klassisch ‚aufheben, entfernen‘). Sie sind in den dem Gelehrtenlatein der Schulen etwas fernerer, der politischen Kultur der Laiengesellschaft dafür etwas näheren Milieus die zentralen Verben des (Weg-) Nehmens, sie haben ihre Gegenstücke im Romanischen – *prend(e)re* im Italienischen, Okzitanischen, Französischen, in den mittelalterlichen Sprachstufen auch und stärker noch *tolre*. Im Katalanischen, Kastilischen, Portugiesischen haben sich mit *agafar* und *tomar* Verben unklarer, vielleicht germanischer Etymologie durchgesetzt. Zusammen mit den oben genannten germanischen Verben ist das eine Vielfalt, die uns erlaubt zu hoffen, in unseren Schriftzeugen nicht immer primär auf die dem Römerreich abgelauschte Semantik der Schulen zu stoßen, sondern ein Echo der Praxis zumindest begrenzt herausfiltern zu können.

Hören wir also hin: zum Beispiel ins Poitou des frühen 11. Jahrhunderts, ins ewige Hin- und-Her der ‚Stratagemen und Spoils‘<sup>39</sup> im sogenannten Feudalzeitalter. Hugo von Lusignan hat gerade die Burg eines Rivalen niedergebrannt und Männer und Frauen gefangen-genommen und weggeführt (*capere, secum ducere*).<sup>40</sup> Vor der zu erwartenden Vergeltung

37 Vgl. Jan Rüdiger: Did Charlemagne know Carolingian kingship theory? Stockholm 2011. Ähnliches gilt erst recht für die westmitteleuropäische volkssprachliche Chronistik, etwa die Sächsische Weltchronik: *dat rike unvengen/nemen*; vgl. Meike Pfefferkorn: *rike*. Herrschaftsvorstellungen in der Sächsische Weltchronik. Diss. phil. [masch.]. Frankfurt am Main 2010.

38 Cod. Sang. 556, 11. Jahrhundert; vgl. Stefan Sonderegger: Deutsche Sprache und Literatur in Sankt Gallen. In: Werner Vogler (Hrsg.): Die Kultur der Abtei Sankt Gallen. St. Gallen 2. Aufl. 1998, S. 161–184, hier S. 179.

39 Shakespeare: Der Kaufmann von Venedig, 5. Aufzug, 1. Szene (dt.: „Räuberei und Tücken“), und ein Klassiker der politischen Anthropologie: Frederick George Bailey: Stratagemen und Spoils: A Social Anthropology of Politics. Oxford 1969.

40 George Beech (Hrsg.): Le Conventum (vers 1030). Un précurseur aquitain des premières épopées (Publications romanes et françaises, Bd. 202). Genève 1995, Z. 192. Aus rechtsanthropologischer Sicht hat sich Stephen D. White in zahlreichen Aufsätzen mit diesem Text beschäftigt; vgl. die Aufsatzsammlung *ders.*: Feuding and Peace-Making in Eleventh-Century France. Aldershot 2005; zur Sprache des Conventum (Grad der Latinisierung des gesprochenen Romanischen) vgl. Jane Martindale: Conventum inter Guillelmum Aquitanorum

möchte er sich Rückendeckung bei seinem *senior* holen, dem Grafen von Poitou. Der nutzt die Situation genüsslich aus, indem er Hugo fragt, warum er wegen seiner Rückversicherung nicht beim Konkurrenten Fulk von Anjou vorspreche (mit dem sich Hugo in einem missglückten Manöver einmal eingelassen hat)? Hugo zerknirscht: „Herr, als ich Fulks Mann war, sagte ich ihm, dass seine Männer mir mein Recht nahmen (*rectum tollere*) und wenn ich es schaffen würde, es ihnen zu nehmen, würde ich es tun, aber ich wäre nun einmal in seiner Treue, so dass ich es so tun will [nämlich mit Fulks Hilfe]. Und Fulk antwortete: ‚Wenn du ihnen nimmst, nimm [jedenfalls] nicht mir.‘“<sup>41</sup> Wie nimmt man jemandem ein Recht? So, wie man jemandem eine „Ehre“ gibt (*honorem dare*), ein ‚Lehen‘, wie die ältere Rechtsgeschichte übersetzte. Ein „Recht“, eine „Ehre“ sind Burgen, Felder, Abgaben, also die Möglichkeit, hier frei schalten und walten zu können: Sie sind das materielle Zeichen und Gegenstück zum immateriellen sozialen Kapital. Und oft geht es mindestens ebenso sehr um dieses wie um jenes. Der Preis eines Mannes – *pretz* (< lat. *pretium*) ist der Begriff des okzitanischen Elitensoziolekts dafür, wie wir ihn aus den Liedern der Trobadors kennen<sup>42</sup> – wird sozusagen tagtäglich an der Börse neu ausgehandelt, nach oben wie unten ist alles offen. Man kann sich dabei böse verspekulieren. „Genommen (*tolre*) hat sie mir mein Herz, und genommen hat sie mir sich und mich selber und die ganze Welt. Und als sie sich mir nahm, ließ sie mir nichts außer Sehnen und ein verlangendes Herz. Seitdem hatte ich keine Macht mehr über mich und gehörte nicht mehr mir selbst“ – so klingt im ‚Lerchenlied‘ des Bernart de Ventadorn (um 1150), der vielleicht berühmtesten Trobadorkanzone überhaupt<sup>43</sup>, das in Liebesrede übersetzte Phantasma des Entmächtigten: genommen werden statt zu nehmen.

*Prendre et partir*, „haben und ’n Ende weg sein“, ist in den höfischen Erzählungen die sprichwörtliche Freiheit, verkörpert in der Fabel von der leichtpfötigen Ich-AG Renart (Rei-

comitem et Hugonem Chiliarchum. In: English Historical Review 84, 1969, S. 528–48 [kommentierte Edition]; *Dies.*: Dispute, settlement and orality in the Conventum inter Guillelmum Aquitanorum comitem et Hugonem chiliarchum: a postscript to the edition of 1969. In: *Dies.*: Status, Authority and Regional Power. Aquitaine and France, 9<sup>th</sup>–12<sup>th</sup> centuries. Aldershot 1997, S. 1–36; Rüdiger: Charlemagne (Anm. 37), S. 23–29.

41 Z. 197–201: *Domine, quando ego fui Fulconi, dixi illi quod homines sui tollebant mihi rectum meum et si ego valebam ad eos tollere, fecissem; sed tantum in sua fidelitate tenuissem quod ego sic facere volo. Et Fulco dixit mihi, „Si tu tollis ad eos, mihi tollere noli.“* Das eigentümlich volkssprachliche Latein, wohl zum mündlichen Vortrag gedacht und daher ohne jede erläuternde Leserführung, macht das Nachvollziehen dieser Manöver nicht einfach. Der Punkt ist aber wohl, dass Fulk von Anjou in die Sache nicht hineingezogen zu werden wünscht, obgleich Hugo meint, auf Fulks Unterstützung einen Anspruch zu haben.

42 Vgl. Jan Rüdiger: Aristokraten und Poeten. Die Grammatik einer Mentalität im tolosanischen Hochmittelalter (Europa im Mittelalter, Bd. 4). Berlin 2001; *ders.*: Der Preis der Frau. Zur diskursiven Formation von Herrschaft im mediterranen Mittelalter. In: Andrea Geier/Ursula Kocher (Hrsg.): Wider die Frau. Zu Geschichte und Funktion misogynen Rede. (Literatur-Kultur-Geschlecht, große Reihe Bd. 33). Köln/Weimar/Wien 2008, S. 257–279; zum Anjou Henk Teunis: Waardigheid in de 11de eeuw. Een gecodeerde ideologie. In: Groniek. Gronings historisch tijdschrift 148/149, 2000, S. 409–422.

43 *Quand vei la lausetta mover*, hier orthographisch normalisiert nach Pierre Bec (Hrsg.): Anthologie des troubadours. Paris 1979, n° 23, v. 13–18: *Tout m’a mon còr, e t’out m’a se e mi mezeis e tot lo mon, e quan si’m tòlc, no’m laisset re mas dezirrièr e còr volon. Anc non agui de mi poder ni no fui meus deslòr en çai.* Die *domna* (‚Herrin‘) hat sich ihm entzogen, obgleich er seinen Teil der gegenseitigen Verpflichtung im höfischen Äquivalent der Treuebindung – von deren alltäglich-kriegerischen Seite die Urkunden und ein Text wie das vorzitierte Conventum reden – immer gut erfüllt hat. Doch „weder Bitten noch Gnade noch mein Recht helfen mir bei meinem ‚Herrn‘ (*ab mi dons no’m pòt valer prècs ni mercès ni’l dreitz qu’eu ai*)!“

neke) dem Fuchs: *Renart qui prent et part*.<sup>44</sup> Zum Elitenhabitus gehört vielleicht ebenso wie die *Ars donandi*, das vielbesungene Schenkenkönnen (höfisch: *largitas, larguesa, milte*) eine implizite *Ars capiendi*. Im *Yvain*-Roman des Chrétien de Troyes (um 1170) steht der Titelheld einmal im Zweikampf mit Gauvain, dem höfischsten aller Artusritter – keiner erkennt den anderen, weshalb dieser scheinbar heroische Romanendkampf schon von vornherein etwas komisch wirkt. Neben dem Schwertkampf führen die beiden Kämpfer, die einander aufgrund ihres jeweiligen Durchhaltevermögens bereits als Peers respektieren, einen geistreichen Konversationsschlagabtausch. „Noch keinen Ritter habe ich gekannt, der so viele Hiebe auszahlen (*paier*) konnte, wie Ihr mir bereits geliehen (*presté*) habt!“ – „Wenn ich Euch aus meinem Vermögen geliehen habe, dann habt Ihr bereits mit mir abgerechnet auf Kapital und Zinsen (*rendu le conte et du chatel et de la monte*) ... denn großzügiger seid Ihr beim Geben als ich beim Nehmen (*que larges estiés du rendre plus que je n'estoie du prendre*)!“<sup>45</sup> Die Aristokratenironie geht hier auf Kosten der Kaufleute („Wucherer“), denen ein Ritter ohne Tadel ihr Kapital auch ganz ohne Zinsen abnehmen kann.<sup>46</sup> Unter Schwerträgern und Burgbesitzern geht es ernsthafter zu. Burgen und Städte „nimmt“ man (*chastiaus et viles prendre*) und führt ihre Bewohner als „Genommene“ (*la gent prise*), also Gefangene weg.<sup>47</sup> Nur: Wo wird der Überlegene stoppen? „Jeden Tag nimmt er von dem, was mir gehört, wo immer er es kann!“ klagt Gauvains Schwager, Herr einer belagerten Burg, in die sich Yvain durchgeschlagen hat und nun wissen will, warum es bei der Fehde eigentlich geht. Dabei stellt sich heraus, dass der Aggressor, ein „Riese“ (also ein unhöfischer Kraftprotz.) namens Harpin de la Montagne, „wollte, dass ich ihm meine Tochter gebe, die an Schönheit alle Jungfrauen auf der Welt übertrifft!“<sup>48</sup>

Hier sind wir am heiklen Kern des Nehmens als „Gegenteil der Gabe“ (Alain Caillé): Was geschieht, wenn die Frau nicht gegeben wird? Denn es geht ja keineswegs immer um das Gabensystem strukturanthropologischer Prägung, das implizit von dauerhaften, allianzbildenden Paarbildungen – ‚Heiraten‘ – ausgeht. Gewiss, das europäische Heiratsvokabular zirkelt ums Geben/Nehmen: *in matrimonium/coniugium ducere/dare/accipere, uxorem habere, eiga/taka konu, ik gheve dy de truwe min un neme dy to wive*<sup>49</sup> ... Dass die Braut einen Preis hat, ist im früheren Mittelalter deutlicher als später: „Wenn ein Mann ein Mädchen erwirbt, sei sie mit dem Kaufpreis gekauft“, heißt es im kentschen Recht von 601.<sup>50</sup> Doch ob Braut-

44 *Roman de Renart*, v. 680; vgl. die Belege bei Adolf Tobler/Erhard Lommatzsch: *Altfranzösisches Wörterbuch*, Bd. 7. Wiesbaden 1969, s.v. *prendre*.

45 Chrétien de Troyes: *Le chevalier au lion ou le roman d'Yvain*, hrsg. von David Hult. Paris 1994, v. 6238–52.

46 Vgl. *Georges Duby*: *Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter*. Frankfurt am Main 1986.

47 Die *prison* ist zunächst der Akt der Gefangennahme (*prehensio*), erst sekundär der Aufbewahrungsort, der im Mittelalter ohnehin noch lange nicht die Rolle spielt wie später. *Tobler/Lommatzsch*: *Wörterbuch* (Anm. 44), s.v. *prendre*; *Algirdas J. Greimas*: *Dictionnaire de l'ancien français jusqu'au milieu du XIV<sup>e</sup> siècle*. Paris 2. Aufl. 1986, s.v. *prison*.

48 *Yvain*, v. 3854f.: *N'est nul jour que del mien ne prengne trestout quanqu'il en puet ataindre*; v. 3849ff.: *voloit que je li donnaisse ma fille, qui de biauté passe toutes les pucheles du monde*.

49 *Eiga/taka konu* „eine Frau haben/nehmen“ ist geläufig in den nordischen Sagas. *Ik gheve* ...: ein niedersächsisches Lied aus dem späten 15. Jahrhundert, in: *Friedrich Ranke/J. M. Müller-Blattau* (Hrsg.): *Das Rostocker Liederbuch nach den Fragmenten der Handschrift*. Halle (Saale) 1927, ND Leipzig 1987, n° 17, v. 3–4.

50 Recht des Königs Æthelberht von Kent, in: *Karl August Eckhardt* (Hrsg.): *Leges Anglo-Saxonum* 601–925 (Germanenrechte N.F.: Westgermanisches Recht). Göttingen 1958, § 77: *Gif mon mægþ gebi-geð, ceapi geceapod sy*. Es folgt die Bestimmung, dass der Käufer den Preis in voller Höhe zurückerhält, wenn das Mädchen fehlerhaft (*facne*) ist.

preis oder ab dem hohen Mittelalter eher Mitgift/Morgengabe: Die Übergabe (*traditio*) der Frau wird konzeptuell als Tauschvorgang gedacht – jedenfalls wenn sie konsensual abläuft.<sup>51</sup>

Wie alle Tauschgeschäfte riskiert aber auch dieses stets, ein ungleicher Handel zu werden. „Männer erschlagen, Frauen genommen ...“ ist dabei die extreme Variante, aber es gibt eine weite Bandbreite von Möglichkeiten, in die Rechnung auch Posten einzuführen, die mit Status und Prestige, mit potentieller oder faktischer Machtausübung zu tun haben. Wie beim Gallierkönig Brennus (Livius V 48) gehört auch ein in die Waagschale geworfenes Schwert in die Bilanz: *Vae victis!* Eine ebensolche Rechnung möchte Harpin de la Montagne auch mit dem Burgherrn im *Yvain* aufmachen. Dabei geht es weit mehr ums Nehmen als ums Genommene. Denn Harpin hält zwar auch nach längerer Belagerung, in deren Verlauf er die sechs Söhne des Burgherrn gefangen genommen (*saisi*) und zwei vor den Augen der Burgbesatzung getötet hat, an seiner Forderung hinsichtlich der schönen Tochter fest: „aber er sagt, wenn er sie hat, gibt er sie den übelsten Gesellen in seinem Gefolge für ihr Vergnügen, denn er selber hat gar keine Lust mehr, sie zu nehmen.“<sup>52</sup> Es ist alles noch viel schlimmer also, das Verhältnis noch ungleicher, Schimpf und Schande noch größer. Kein Wunder, dass Yvain sich jetzt der Sache annehmen muss, den ‚Riesen‘ im Zweikampf erschlägt und die Rechnung damit im Sinne der höfischen Welt begleicht.

Aber eben nur im Roman. Das Zeichenpotential der Frau ist beunruhigend groß – das 20. und 21. Jahrhundert mit seinen ungezählten Opfern sexualisierter Gewalt weiß es nur zu gut. Mit transepochnalen Urteilen über Männer, Frauen, Scham und Schande und Gewalt kann sich der Historiker aber nicht begnügen, denn hier wie überall ist seine Aufgabe, das Spezifische zu verstehen. Und um nur im Mittelalter zu bleiben: In einer ‚frontier‘-Beuteökonomie ist die Jagd auf *scavae* etwas anderes, als in einer agonistischen Lokalgesellschaft die Frauen der anderen in die eigene Gewalt zu bringen. Für die „zarten, lichten, bewundernswürdigen jungen Mädchen und die glatten, edel gekleideten Frauen“<sup>53</sup> ist das Schicksal dann ungewiss. Aber ob sie nun als ‚Beutefrauen‘<sup>54</sup> den Weg auf die europäischen Märkte finden, in

51 Es ist unmöglich, auch nur summarisch Literatur anzuführen. Zu Brautpreis/Mitgift/Morgengabe vgl. klassisch *Diane Owen Hughes*: *From Brideprice to Dowry in Mediterranean Europe*. In: *Journal of Family History* 3, 1978, S. 262–296; zum normativen Schrifttum jetzt umfassend *Ines Weber*: *Ein Gesetz für Männer und Frauen. Die frühmittelalterliche Ehe zwischen Religion, Gesellschaft und Kultur* (Mittelalter-Forschungen, Bd. 24). Ostfildern 2008; für meine Zweifel an der Vorstellung von früh- und hochmittelalterlicher ‚Ehe‘ vgl. *Jan Rüdiger*: *Married Couples in the Middle Ages? The Case of the Devil's Advocate*. In: *Per Andersen/Kirsti Salonen/Helle Møller Sigh/Helle Vogt* (Hrsg.): *Law and Marriage in Medieval and Early Modern Times. Proceedings of the Eighth Carlsberg Academy Conference on Medieval Legal History* 2011. København 2012, S. 83–109.

52 *Yvain*, v. 3867–71: *e dit, quant il l'avra, as plus vilz garçons qu'il sara en sa maison et as plus ors le liverra pour ses depors, qu'il ne la desire mais prendre*.

53 Cogadh Gaedhel re Gallaib [‚Die Kämpfe der Iren mit den Fremden‘, d. h. Skandinavien; frühes 12. Jh.]. Hrsg. von *James Henthorn Todd* (Rerum britannicarum media aevi scriptores/Rolls Series, Bd. 48). London 1867, S. 78, zur Einnahme von Luimneach/Limerick durch den König von Munster 968: *Tuccait* [sie nahmen] *aningena mini maccacht da etrochta ecsamla, a hócmna blathi brescrola*. Vielleicht impliziert das Attribut *maccacht* ‚Jugendlichkeit; [bei Mädchen] gerade im heiratsfähigen Alter‘ ein bestimmtes Schicksal; als Prestigebeute und Handelsgut eignen sich die Mädchen aufgrund des Attributs *écsamail* ‚besonders, unvergleichlich, einzigartig, bewundernswürdig‘.

54 Nordisch *hertekin* ‚vom Heer/beim Heeren Genommene‘; vgl. *Ruth Mazo Karras*: *Slavery and Society in Medieval Scandinavia*. New Haven 1988; *dies.*: *Concubinage and Slavery in the Viking Age*. In: *Scandinavian Studies* 62, 1990, S. 141–162; *Else Ebel*: *Der Konkubinat nach altwestnordischen Quellen. Philologische Studien zur sogenannten „Friedelehe“* (Ergänzungsbande zum RGA, Bd. 8). Berlin/New York 1993; *Stefan Brink*: *Vikingarnas slavar. Den nordiska tråldomen under yngre järnålder och äldsta medeltid*. Stockholm 2012.

Haus oder Hofstätte der Sieger landen (und gegebenenfalls von dort auch wieder fortkommen) oder vor Ort bleiben, wenn die Sieger abziehen: sie werden „genommen“; die Ambivalenz des Wortes „Nehmen“ (mit dem ja auch die eingangs erwähnte Gratiszeitung spielt) wird nirgends so explizit wie hier, oder besser: nirgends wird deutlicher, dass der performative Aspekt des Nehmens womöglich wichtiger ist als sein Ergebnis.

Jacques Le Goff hat die beunruhigenden Korrespondenzen zwischen dem Bild der zu „nehmenden“ (*prendre*) Stadt und der sie bezeichnenden, sie verkörpernden Frau in der Ritterepik des 12. Jahrhunderts nachgezeichnet.<sup>55</sup> Wenn die Anglonormannen sich in höfischer Romanform ihre eigene Frühgeschichte erzählten, dann vollzieht sich die normannische Landnahme so: „Die [fränkischen] Männer wurden gefangen, entwaffnet zu den Schiffen gezogen und gezerzt, die Frauen überall geschändet, gezwungen und misshandelt. Die vornehmen Jungfrauen wurden – ein großes Leid und Sünde – mit Gewalt und auf niedere Weise entjungfert.“<sup>56</sup> Und das Land selber, die künftige Normandie? „Nimm sie (*pren la*)!“ raten Häuptling Rollos Gefolgsleute. „Sie‘ ist *terra/la terre*: „Wenn wir sie an den Umgang mit Männern gewöhnen, wird sie fruchtbar und üppig.“<sup>57</sup> „Sie‘ ist auch – und in den Chronikpassagen zuweilen untrennbar – die fränkische Königstochter, die zu ‚nehmen‘ die von Karl III. eingeräumte Landnahme besiegeln wird; ‚sie‘ kann auch die hübsche Tochter (*virgo specie decora*) des besiegten Stadtkommandanten sein, die Rollo nach der Einnahme von Bayeux zu seiner *amie* macht: „Er begehrt sie, er nimmt sie mit Gewalt“ ... die Stadt nämlich.<sup>58</sup> Jenseits der ökonomischen Rationalität von Beute und Sklaverei werden die Frauen in diesen beinahe hierogamen Vereinigungsmomenten symbolischer und zugleich sehr lebenswirklicher Gegenstand von Land- und Stadtnahme.

#### 4. Elemente einer Geschichte mittelalterlichen Nehmens

All die auf den vergangenen Seiten angezeichneten Spuren ließen sich weiterverfolgen für eine Geschichte mittelalterlichen Nehmens. Aber wie sie schreiben zwischen Wirtschafts-, Mentalitäten-, Geschlechter-, Sprach- und Literaturgeschichte? Eine vom Begriff ausgehende (onomasiologische) Untersuchung ‚des Nehmens‘ riskiert, ihren Gegenstand allzusehr modellhaft vorzusetzen. Das Bild ist aber, wie wir gesehen haben, diffus: Was für uns als ein (Wort-) Feld erscheint, war es vielleicht keineswegs für diese Sprachgemeinschaften, die so viele verschiedene und teilweise inkongruente Verben gebrauchten. Aber eine semasiologi-

<sup>55</sup> Jacques Le Goff: Krieger und erobernde Bürger. Das Bild der Stadt in der französischen Literatur des 12. Jahrhunderts. In: *Ders.: Phantasie und Realität des Mittelalters*. Stuttgart 1990, 218–250; vgl. Dietmar Rieger: Le motif du viol dans la littérature de la France médiévale – entre norme courtoise et réalité courtoise. In: *Cahiers de Civilisation Médiévale* 37, 1988, 241–267; Kathryn Gravidal: Ravishing Maidens. Writing Rape in Medieval French Literature and Law. Philadelphia 1991; Jan Rüdiger: Conquérants de femmes : l'aspect agonistique de la polygynie médiévale. In: François Bougard/Régine Le Jan/Thomas Lienhardt (Hrsg.): *Agôn. La compétition, V<sup>e</sup>–XII<sup>e</sup> siècle*. Turnhout 2012, S. 135–150.

<sup>56</sup> Chronique des ducs de Normandie par Benoît [um 1170/80]. Hrsg. von Carin Fahlin. Uppsala 1951–54, v. 859–866: *La jenz chaitive, desarmee est a lor nex traite e menee e les femmes par tot honnies, eforcees e maubaillies. Les riches puceles vaillanz, dunt est pechez e dolor granz, sunt laidement desvirginees e par force despucelees.*

<sup>57</sup> Ebd., v. 8538, sowie die Vorlage zu Benoîts in höfische Verse übertragener Historie, nämlich Dudo von Saint-Quentin: *De moribus et actis primorum Normanniae ducum* [um 1020], hrsg. von Jules Lair. Caen 1865, S. 166: *si fuerit frequentia hominum usitata, valde erit fertilis et uberrima*. Vgl. demnächst Jan Rüdiger: Der König und seine Frauen. Polygynie und politische Kultur in Europa (9.–13. Jahrhundert), im Druck.

<sup>58</sup> Dudo von Saint-Quentin (Anm. 52), S. 167: *Rollo Baiocas petit, eamque violenter cepit ...*

sche Untersuchung von *tollere*, *neman*, *taka* und *prendre* kann nicht das Ziel, sondern allenfalls das Werkzeug des Historikers sein. Wie also können wir uns dem mittelalterlichen Nehmen nähern, nachdem der Schrei verklungen, der Brand erloschen und das Silber ein Bodenfund geworden ist?

In diesem Heft wollen wir uns über mehrere eher unterschiedliche Wege diesem nur scheinbar kantig-kernigen Verbum nähern: frühmittelalterliches Beutekönigtum und spätmittelalterliche Gewaltunternehmer sollen ebenso in den Blick kommen wie reguliert-verstetigte Abgabeformen, Menschenjäger und Menschenhändler ebenso wie Schatzanhäufers und Schatzverteiler – und womöglich auch die Geraubten und Ausgeplünderten. Die folgenden Beiträge sind daher, wiewohl räumlich und zeitlich einigermaßen repräsentativ fürs euromediterrane Mittelalter in seiner Ausdehnung, nicht einfach ‚beispielhaft‘ gemeint. Der zeitliche Rahmen reicht vom poströmischen 6. Jahrhundert bis in die 1470er Jahre, der räumliche vom Kaukasus bis England; das ‚Nehmen‘ vollzieht sich als bewaffneter Menschenraub und als notariell beglaubigte Güterübertragung, als königliche Fiskalität und als Inventarliste einer Schlachtenbeute. Es sind in sich abgeschlossene Studien von Verfassern, die sich alle mit ihrer Thematik monographisch befasst haben oder dabei sind. Für dieses Heft haben sie außerdem dies gemein: Wie die auf diesen ersten Seiten angedeuteten Spuren, aber systematisch durchgeführt, sind sie Elemente einer Geschichte mittelalterlichen Nehmens.

„Wer wen?“ ist nämlich, selbst wenn es ums Nehmen geht, nicht immer eine klare Sache. Manchmal aber schon. Ohne das Nehmen jetzt gut mauss‘ch zum „totalen sozialen Phänomen“ nobilitieren zu wollen, wie es schon so vielen historischen Phänomenen geschehen ist, wollen wir doch behaupten – und die Beiträge in diesem Heft stützen, so meinen wir, die Behauptung –, dass der Moment des Nehmens nicht den schlechtesten Zugriff ermöglicht auf die politischen, ökonomischen und mentalitären Eigentümlichkeiten mittelalterlicher Gesellschaften: „wer wen?“ – und: „wie?“